



An Bord der André-Lebon (vor Hong-Kong), den 25. Februar 1929

**D**IESE letzten Monate, die ich in großer Unabhängigkeit und in Sicherheit vor jeglichem Einfluß eines festen «Rahmens» zugebracht habe, bezeichnen, so scheint mir, einen Einschnitt in meiner inneren Entwicklung. Klarer als bisher gingen mir die Dinge auf, an die ich jetzt einzig glaube, und das, was ich jetzt einzig bin: «mein Evangelium und meine Berufung», wenn ich so sagen darf. An erster und grundlegender Stelle: der Wert der Welt; an zweiter Stelle: die Notwendigkeit unseres Christus, damit diese Welt ihren Zusammenhalt, ihr Herz und Gesicht erhält. Das einzige, was ich sein kann: eine Stimme, die gelegen und *ungelegen* wiederholt, daß die Kirche solange verderben wird, als sie nicht aus der künstlichen Welt, in die sie sich einhüllt, ausbricht: aus einer Theologie der bloßen Worte, aus einem überbetonten, quantitativ aufgefaßten Sakramentenwesen und aus einer ausgetüftelten Andächtelei: damit sie, die Kirche, von alldem frei geworden, aufs neue in den *wirklichen* Anliegen der Menschen Wurzel fassen und Gestalt annehmen kann. Keine irgendwie gelagerte Überlegung, das fühle ich, wird mich auf dieser Bahn aufhalten können. Nichts auf der Welt zählt mehr für mich, als dies: den Geist und die Wahrheit zu retten. Freilich bin ich mir über das Paradoxe an dieser Einstellung klar: Wenn ich des Christus der Kirche bedarf, um meine Welt zu retten, dann muß ich Christus auch so annehmen, wie ihn mir die Kirche anbietet: beladen mit Zeremoniell, Bürokratie und Theologie. Genau das werden Sie mir sagen, und das sage ich mir auch selber oft genug. Aber jetzt kann ich der unmittelbar zwingenden Überzeugung nicht enttrinnen, daß der Augenblick gekommen ist, wo das christliche Empfinden «*Christus retten*» muß, und zwar aus den Händen der kirchlichen Beamtschaft, damit die Welt gerettet wird ...

*Teilhard*

Fast ein halbes Jahrhundert nach Teilhards erster Abfahrt nach China, 16 Jahre nach seinem Tod, öffnet ein Freund die Türe zu bisher verbotenen Bezirken: *Teilhard de Chardins Briefe* an den Vertrauten seines inneren Lebens, *Auguste Valensin SJ*, werden von *Henri de Lubac*, dem Freund beider, in diesen Tagen bei Aubier-Montaigne, Paris, der Öffentlichkeit übergeben. Verboten war bisher der Zugang, weil keiner dieser Briefe mit dem Gedanken an eine postume Veröffentlichung geschrieben worden ist, verboten auch, weil Teilhard hier nicht nur Projekte oder Ideen, sondern seine Seele enthüllt: am tiefsten in Augenblicken der Krise. «Solchen, die die Freundschaft lieben»: Der Herausgeber fand, Einwänden zum Trotz, es gebe nichts zu verbergen. Teilhard, so schreibt er, wurde zwar durch kirchliche Zensuren, wie das Exil, zu einem einsamen, am normalen Austausch mit anderen Theologen verhinderten Denken gezwungen: trotzdem wurde dieses nie esoterisch oder heimlich. Weit entfernt von Diplomatie, provozierte er seine Obern oft durch sehr offene Darlegungen. Was er darüber hinaus dem Freund anvertraut, enthüllt ein erregendes Ringen um Treue und Wahrhaftigkeit und ein uns heute unmittelbar treffendes Bemühen: *seinen Glauben zu leben und sein Leben glaubhaft zu machen*.

## Teilhard

**Brief an Auguste Valensin:** Teilhard gibt Einblick in sein kritisches Verhältnis zur Kirche.

## Bußbrief

**Mit Konflikten leben:** Eine wachsende Polarisierung – Konflikte sind unvermeidlich – Auch Jesus hat sie provoziert – Kann eine Kirche Frieden schaffen, wenn sie ihre eigenen Konflikte nicht bewältigt? – Konservative, Progressive und Verunsicherte, alle fühlen sich bedroht – Gegenseitiger Vorschub an Vertrauen tut not.

*Bischof von Limburg*

## Holland

**Hintergründe einer Bischofsnennung:** Nach Simonis der Fall Gijzen – Rom lehnte die drei Kandidaten des Domkapitels ab – Mitschuld an verschärfter Polarisierung – Pastorale Hintergründe – Zwei umstrittene Fragen – Ehegerichte und Jugendkatechese – Wie soll es weitergehen?

*W. Boelens, Haren-Groningen*

## China

**Ein neuer Weg in der Landwirtschaft:** Vergleich mit Rußland – Kommunismus ist nicht gleich Kommunismus – Volkskommunen zur Förderung der Landwirtschaft und zur Dezentralisierung der Industrie – Die Bauern lernen in neuen Zusammenhängen denken – Woher kommt das nötige Surplus für die Industrialisierung? – In Rußland von der Ausbeutung der Landwirtschaft – In China von der Ausnutzung der unbeschäftigten Arbeitskräfte – Durch Handarbeit Dämme, die 1000 Suez-Kanälen entsprechen – Technisierung in kleinen Schritten – Die Solidarität der Kommune gibt Mut zum Risiko.

*H. Schweizer, Bern*

## Gesellschaft

**Kommt das Heil von der Soziologie?** Allergie gegen eine «heile Welt» – Interesse für Klassenkampf und Generationenkonflikt – Soziologen deuten die Situation – Studenten kommen in Scharen – Der Anspruch der Soziologie und ihr Mut zu Prognosen – Enttäuschungen führen zur Spaltung – Trotzdem bleibt die Attraktion – Soziologie als Orakel und Theologie einer neuen Gesellschaft – Das Ritual: alles ist auf die «gesellschaftliche Relevanz» hin zu befragen – Selbsteinschätzung eines Zunftmitglieds – Wir sind keine Heilpraktiker.

*G. Siefer, Hamburg*

## Experiment

**Die «Integrierte Gemeinde»:** Ein radikaler Versuch, die neutestamentliche Gemeinde heute zu leben – Integration aller Lebensbereiche – Wie kam es zur Gemeinde? – Verschiedene Urteile – Ein Kriterium: die Freude.

*R. Schwager*

# Österlicher Bußbrief

Die Polarisierung im politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Bereich nimmt zu. Die Fronten verhärten sich. Ein sprechendes Zeichen in dieser Richtung konnte vor kurzem eines unserer Redaktionsmitglieder erfahren. Auf das Ersuchen um ein kurzes Gespräch mit einem als «konservativ» bekannten deutschen Theologieprofessor betreffs einiger Informationen war die Antwort: Nein, werden Sie zuerst wieder katholisch, dann werde ich Sie empfangen. – Die Polarisierung führt zu Konflikten. Wie sollen diese gelebt werden? Dieser Frage ist der Bischof von Limburg in einem Schreiben an die Gemeinden seiner Diözese nachgegangen. Im folgenden veröffentlichen wir eine gekürzte Fassung «seiner Einladung zu weiteren Gesprächen». *Red.*

Überall, wo Menschen miteinander leben, gab und gibt es *Konflikte*. Erleben wir nicht mit Schrecken trotz aller Einigungsbestrebungen die Gefährlichkeit unversöhnlicher politischer und ideologischer Gegensätze zwischen Ost und West, der sozialen Spannungen zwischen Arm und Reich, zwischen Weiß und Schwarz! Schauen wir nicht mit gewisser Angst auf die Stellen der Landkarte, wo politische, nationale oder soziale Spannungen zu offenen Auseinandersetzungen führen, in denen Menschen von Menschen getötet oder gequält werden? Ich denke zum Beispiel an Vietnam und Pakistan, an die Rassenkonflikte in Rhodesien, Südafrika und in den Vereinigten Staaten, an die Bürgerrechtsstreitigkeiten in Nordirland, an die Behandlung kritischer Gruppen in Brasilien, Spanien, Griechenland, der Sowjetunion und der Tschechoslowakei ...

Auch in unserem Land verhärten sich die politischen und sozialen Gegensätze. Welchen äußeren und inneren Lebensraum haben in unserer Gesellschaft gewisse Gruppen, wie die ausländischen Arbeitnehmer und die früheren Strafgefangenen, aber auch die Kinder, die kinderreichen Familien und nicht zuletzt die alten Menschen, die immer mehr in Isolierung geraten? Und wie spannungsgeladen ist das Verhältnis zwischen den Generationen! Wie wenig christlich gehen in unserer Kirche gegensätzliche Gruppen miteinander um!

Überall, auch bei uns, also Spannungen, Konflikte. Sie sind unvermeidlich, wo Kräfte zur Entfaltung drängen, wo Ideen und Interessen mit Energie vertreten werden. Sie zu bedauern, sie zu verteufeln oder zu vertuschen, hat keinen Sinn. Es kommt darauf an, wie wir mit ihnen zurechtkommen und was wir aus ihnen machen.

## Wie hat Jesus Konflikte gelebt?

Der einzelne Christ wie die Kirche im ganzen werden sich dabei an Jesus orientieren. Jesus verkündete Gott nicht nur für einige Auserwählte, sondern für alle Menschen. Durch Wort und Tat half er ihnen, Gott als gut und menschenfreundlich zu erfahren und liebend miteinander umzugehen. Weil er allen Menschen, besonders den erniedrigten und rechtlosen Menschen, Hoffnung und Befreiung bringen sollte, mußte er in Konflikt geraten mit Behörden und einzelnen Menschen, mit Gesetzen und Bräuchen. Jesus nahm diese Konflikte in Kauf, ja er provozierte sie mitunter, um eine klare Entscheidung für oder gegen seine Botschaft zu erreichen. Zwar versuchte er immer, Konflikte fair und befreiend zu lösen, wie das etwa an seinen Gleichnissen und Streitreden zu sehen ist. Doch schließlich mußte er dieser Konflikte wegen den Tod auf sich nehmen. Gott der Vater aber hat seinen Sohn im Tod nicht verlassen, sondern ihn in der Auferstehung als Heilbringer für die Menschheit beglaubigt.

Wer sich also an Jesus orientiert, wird Konflikten nicht ausweichen, sondern versuchen, Konflikte im Geiste Jesu zu lösen oder durchzustehen. Er wird anderen «die Wahrheit in Liebe nahebringen», wie es im Epheserbrief heißt (Eph 4, 15).

Einander die Wahrheit in Liebe nahebringen, bedeutet nicht, Gegensätze zu verschleiern und Schwierigkeiten zu verharmlosen ...

Die Christen sind gemäß der Bergpredigt Jesu gerufen, Wegbereiter des Friedens zu sein. Daher soll die Kirche bei der Lösung von Konflikten mithelfen und dazu beitragen, daß ein Klima der Versöhnung und Verständigung unter den Menschen entsteht. Das darf sie aber nicht daran hindern, ihre Stimme zu erheben, wo einzelne Menschen oder Gruppen vernachlässigt oder unterdrückt werden. Dies kann zu Konflikten führen, welche die Kirche um ihres Auftrages willen durchstehen muß.

Wie aber kann beides gelingen, wenn wir mit den Konflikten innerhalb der Kirche kaum oder gar nicht zurechtkommen! Wieviel Energie, die wir einsetzen könnten für eine bessere, im Geiste Christi gestaltete Welt, wird heute gebunden und verbraucht durch innerkirchlichen Streit und Bruderzwist? ...

## Konflikte in der Kirche

Der tiefgreifendste noch ungelöste Konflikt in unserer Kirche ... ist der zwischen den sogenannten Konservativen und den Vorwärtsdrängenden.

Wenn ich recht sehe, sind beide Gruppen von derselben Frage und Sorge bewegt: Wie kann der überlieferte Glaube so in unserer Zeit gelebt und verkündet werden, daß er der alte Glaube bleibt und doch so verstanden wird, daß er heute befreiend und verändernd wirkt? Diese Frage wird aber verschieden beantwortet.

Die einen – nennen wir sie also die Konservativen – befürchten, der von der kirchlichen Überlieferung formulierte Glaube werde heute durch neue Theorien und Lehren ausgehöhlt und verfälscht: die Dogmen würden nicht mehr ernstgenommen oder gar gelehnet – so etwa das Dogma von der Gottessohnschaft Jesu, vom Opfercharakter der hl. Messe, von der Jungfräulichkeit Mariens –, die Autorität des kirchlichen Lehramtes werde mißachtet, die Stimme des Papstes überhört oder lächerlich gemacht. Dadurch zerstöre die Kirche sich selbst und verrate ihren Auftrag. Von daher wird der Wunsch dieser Gruppen verständlich, die kirchliche Autorität solle wirksamer durchgreifen, klare Abgrenzungen schaffen, schlechende Häresien beim Namen nennen und die Gläubigen in strengem Gehorsam an die Kirche binden. Anstelle fruchtloser Diskussionen sollten gemeinsames Gebet und persönliches Opfer betont und geübt werden.

Demgegenüber fürchten andere – nennen wir sie die Vorwärtsdrängenden –, daß unsere Kirche, und besonders die Amtsträger, den Anschluß an unsere Zeit verpassen oder schon längst verpaßt haben. Deshalb halten sie eine Weiterentwicklung des überlieferten Glaubens und ein neues Selbstverständnis der Kirche für erforderlich, wenn diese nicht zur Sekte werden wolle. Sie sind davon überzeugt, das kirchliche «System» müsse verändert, seine Strukturen müßten «demokratisiert» werden. Die gegenwärtige hierarchisch strukturierte Kirche solle einer mehr demokratisch verfaßten Kirche weichen. Sie stellen die horizontale Dimension des Glaubens in den Vordergrund. Christsein äußere sich vor allem in Mitmenschlichkeit; Gebet und Gottesdienst seien kein Selbstzweck, sondern müßten in sozialem Engagement und im Willen zu politischer Veränderung wirksam werden. Weil sie von der sogenannten Amtskirche enttäuscht sind, gehen sie in ihren Bemühungen um Reform oft eigene Wege. Sie setzen sich über traditionelle Formen und Vorschriften hinweg, da sie sich der «Sache Jesu» unmittelbar verpflichtet fühlen.

Jede dieser Gruppen sieht in der anderen eine bedrohliche Gefahr: Die Konservativen werfen ihren Gegnern vor, sie betrieben unverantwortliche Destruktion. Die Vorwärtsdrängenden sagen ihren Gegnern ängstliches Beharren im Alten nach. Jede Gruppe sieht Kirche und Christentum durch die andere gefährdet. So kommt es zu einem Konflikt, der zu einer Polarisierung führt und mitunter so tief geht, daß die Gruppen und ihre Anhänger gar nicht mehr miteinander sprechen.

Die hinter dieser Auseinandersetzung stehenden theologischen Gegensätze bringen für viele Gläubige, Priester und Laien, Verwirrung und große Unsicherheit mit sich. Die Gruppe der Verunsicherten und Ratlosen ist zur Zeit wohl die größte in der Kirche. Sie spüren zwar, daß in der Kirche neue Wege gesucht werden müssen. Aber sie wissen nicht, woran sie sich halten und worauf sie bauen sollen. Diese Ratlosigkeit führt nicht selten zu einem Hilferuf an die kirchliche Autorität; bei anderen bewirkt sie eine

unkritische Anfälligkeit für alles Neue. Jedenfalls lähmt diese Unsicherheit leicht den Glauben, macht lust- und ziellos. Angst oder Resignation sind die Folge.

### Wer Glauben hat, der zittert nicht

Was ist in dieser Situation zu tun, was zu raten? Das Wichtigste ist – wie mir scheint – das Vertrauen zu haben und zu fördern, daß auch der Kirche von heute der Geist ihres Ursprungs als Beistand und belebende Kraft gegeben ist ...

Die verbindlichen Glaubensaussagen, die wir Dogmen nennen, zeigen an, welche Antwort das Glaubensbewußtsein der Kirche zu einer bestimmten Zeit auf eine Streitfrage gab und als vom Heiligen Geist gesichert anerkannte. Aber jene zeitgebundenen Dogmen bedeuten nicht, daß eine Erkenntnis dieser oder jener Wahrheit damit schon ihre letzte Tiefe erreicht und ihren erschöpfenden Ausdruck gefunden habe. Der Geist Gottes, «der uns in alle Wahrheit einführt» (Joh 16, 13), kann ohne Zweifel im Laufe der Zeit neue Dimensionen der Wahrheit erschließen, besonders heute, da viele Menschen dringend danach verlangen, daß Glaube und Leben wieder in einen stärkeren Bezug zueinander gebracht werden. – Auch auf dem Gebiet der Moral stellen neue Realitäten und Erfahrungen die Kirche vor neue Probleme. Die Wahrheit Gottes, die im Glaubensbewußtsein der Kirche lebt und vor allem in der Heiligen Schrift sowie in den Glaubensbekenntnissen und Dogmen ihren Ausdruck fand, ist also keine versteinerte Wahrheit. Sie will und kann vielmehr eine belebende Kraft sein ...

Mir scheint, auf dieser Linie könnten sich die verschiedenen Strömungen und Gruppen in der Kirche wieder treffen und sich gegenseitig respektieren lernen. Zwar werden dadurch die zur Zeit bestehenden Konflikte noch nicht ausgeräumt sein; aber ihre Klärung und Lösung geschähe in einem neuen Klima. Man würde sich gegenseitig einen Vorschuß an Vertrauen einräumen ...

► Die Konservativen müßten sich fragen, ob hinter ihrer Sorge um die Wahrheit nicht Angst steckt, die schnell zur Verurteilung des andern verleitet und in Isolierung und Besserwisserei endet, ob sie nicht in Gefahr geraten, sich für die einzig legitime Gruppe in der Kirche zu halten und es daher an Gesprächsbereitschaft fehlen lassen. Sie müßten sich auch fragen, ob sie uns Bischöfe nicht überfordern, wenn sie von der kirchlichen Autorität ein letztgültiges Wort zur Lage erwarten. Ein solches Wort erwächst nämlich erst aus dem ständigen offenen Gespräch zwischen allen Gliedern der Kirche und erfordert von allen ein ehrliches Suchen nach der Wahrheit.

► Die Vorwärtsdrängenden müßten ernsthaft überprüfen, ob sie ohne ausreichende Treue zur Überlieferung den Glauben dem Zeitgeist anpassen und damit das Ärgernis des Glaubens entschärfen. Worin bestünde dann aber das Besondere des christlichen Glaubens gegenüber anderen Auffassungen von Mensch und Welt? Sie werden prüfen müssen, ob hinter einem eigenwilligen Voranpreschen nicht eine Haltung stehen kann, die das Wohl der Gesamtkirche nicht genügend im Blick hat und die sich deshalb zu Unrecht auf den Heiligen Geist beruft.

► Die große Gruppe der Unsicheren und Suchenden aber müßte sich fragen, ob sie die Lage der Kirche und ihre eigene Situation nicht zu kleingläubig betrachtet. Könnte nicht gerade im ehrlichen Suchen Gottes Geist neue Wege eröffnen, die aus festgefahrenen Positionen herausführen? Ich bin davon überzeugt, daß auch von der Gruppe derer, die sich in jenen Streitigkeiten nicht «festlegen», durch ihre Geduld und Treue ein wichtiger Beitrag zur Erneuerung der Kirche geleistet wird. Ich möchte sie ermutigen, auch weiterhin wach und hoffnungsvoll der Führung des Geistes zu vertrauen, der uns neue Wege in die Zukunft zeigen wird.

Nicht zuletzt haben auch wir Bischöfe uns zu fragen, ob wir dem Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche genug Raum geben. Die Geschichte der Kirche legt die Annahme nahe, daß mancherlei Konflikte hätten vermieden werden können, wenn anstehende Probleme behutsamer und sachgerechter gearbeitet worden wären. Was uns Amtsträgern heute obliegt, ist vor allem ein guter Gesprächsstil und eine überzeugende Weise, sachlich begründete Autorität auszuüben.

*Bischof W. Kempf, Limburg*

## Bischofsernennung mit pastoralen Hintergründen

Nach dem «Fall Simonis» in Rotterdam («Orientierung» 1971/2, S. 14ff.) ist den holländischen Katholiken nun, ein Jahr später, eine zweite, ihre landeigenen Kircheninstanzen brüskierende Bischofsernennung widerfahren. Der Sitz von *Roermond/Limburg* war schon seit dem Ende des Jahres 1970, als Rom den Rücktritt von Bischof *Moors* annahm, vakant. Die lange Verzögerung der Neuernennung nährte die Vermutung, daß der neue Bischof nicht in den Niederlanden, sondern in Rom bestimmt würde. Tatsächlich wurde gleichzeitig mit der Bekanntmachung der Ernennung – sie erfolgte am 22. Januar 1972 – dem niederländischen Episkopat mitgeteilt, daß es sich um eine besondere Entscheidung des Papstes handle. Der Papst beschwor die Bischöfe, den neuen Bischof als ihren Kollegen anzunehmen. Er heißt *Dr. J. M. Gijssen*. Ein Freund von *Simonis*, war er bisher viel weniger bekannt als dieser, ja er hatte sich in keinem pastoralen Bereich hervorgetan, es sei denn durch einige ausgesprochen konservative, die pastorale Linie der niederländischen Kirchenprovinz ablehnende Äußerungen.<sup>1</sup> Wie enttäuscht Kardinal *Alfrink* über die römische Ernennung war, gab er noch am gleichen Tag der Publikation in einer dramatischen Fernsehsendung auf ungewöhnlich offene Weise zu. Er hätte seiner Kirchenprovinz gerne erspart, was er seinerzeit für ausgeschlossen hielt, daß sich nämlich der «Fall» von Rotterdam in *Roermond* wiederhole.

Die Presse zeigte sich in den folgenden Tagen fast allgemein empört. Es wurde nicht besser, als der Papst sich am 7. Februar entschloß, den neuen Bischof bereits am 13. Februar selber in Rom zu weihen. Er tat dies, obschon ihm der holländische Episkopat nach einer Sonderbischofskonferenz klarzumachen versuchte, daß diese Ernennung eine längere pastorale Verarbeitung wie eine Zeit der Beratung und Überlegung zwischen dem neuen Bischof und dem Domkapitel und mit dem Episkopat erforderlich mache. Der Papst teilte in einem Telegramm mit, daß er seine eigenen Gründe für wichtiger halte als die Argumente der Bischöfe. Kardinal *Alfrink* lud er gleichzeitig (bereits zum zweiten Mal) zur Mitkonsekration des neuen Bischofs ein. Erst nach einer zweiten Sonderbischofskonferenz leistete *Alfrink* diesem Aufgebot Folge.

### Vorbereitung der Bischofswahl

Auf den Wunsch Roms hin und im Einvernehmen mit dem päpstlichen Pronuntius in Den Haag hatte das Domkapitel den Gläubigen nur die Gelegenheit einer beschränkten Mitsprache geboten. Man konnte sich im Pfarrhaus einen Fragebogen für eine «Profilbeschreibung» beschaffen. Im Sinne der selben Wünsche bot das Kapitel nicht die Möglichkeit, Namen zu nennen. Man wollte Streitereien, wie diese in Rotterdam vor einem Jahr stattfanden, vermeiden. Am 11. Mai 1971 konnte das Domkapitel die Liste mit drei Kandidaten über den Episkopat und den Pronuntius nach Rom schicken, nachdem zwei Domherren die Liste bei Kardinal *Alfrink* erklärt hatten.

Auf der Liste stand – wohlüberlegt<sup>2</sup> – nicht der Name von *Dr. Gijssen*, obwohl bereits Ende 1970 eine konservative

<sup>1</sup> Nach durch uns an Ort und Stelle eingezogenen Informationen sind auch manche konservative Kirchenleute über die Nomination *Gijssen* nicht glücklich, insoweit sie sich unter einem Bischof eine profiliertere, in Führungsaufgaben bewährte Persönlichkeit vorstellen und bloße Gefügigkeit gegenüber römischen Weisungen noch nicht als ausreichende Qualifikation ansehen (Red.).

<sup>2</sup> Nach Auskunft der Profillumfrage wünschten sich die Priester und Gläubigen einen «maßvoll progressiven» Bischof.

Gruppe für ihn geworben hatte. Sie hatte in der Folge die Unterstützung von Prälat Professor *Gerhard Fittkau* von Essen erhalten, der auf die angebliche Dreierliste des Domkapitels (wenigstens ein Name stimmte nicht!) hin über die Lage klagte, «in welche der Heilige Vater gebracht wird, wenn ihm zugemutet wird, seine Zustimmung zur Berufung solcher Männer in das Bischofskollegium zu geben».<sup>3</sup>

Die Darstellung Fittkaus enthielt so viele Unrichtigkeiten, daß sich der in den Ruhestand getretene Altbischof Moors veranlaßt sah, persönlich und unter Beilage eines ausführlichen Kommentars gegen die tendenziöse Berichterstattung und die Verleumdung angesehenen Priester Stellung zu nehmen. Er sandte diesen Kommentar an Prof. Fittkau, an Kardinal Höffner von Köln und an die deutschen Bischöfe der Grenzdiözesen. Von keinem bekam er eine Antwort. In Holland deutet man dieses Verhalten als einen Mangel an Kollegialität und als eine Verurteilung der holländischen Pastoralie: es stärkt die autoritäre Verhaltensweise Roms und schwächt die Autorität der holländischen Bischöfe im eigenen Land.

### Verschärft Rom die Polarisation?

Man kann nicht einfach sagen, Rom sei nicht gut informiert gewesen. Man ist dort jedoch nur einseitig hörbereit. Ohne Rücksprache mit dem Domkapitel oder dem Episkopat wurde am 22. Januar 1972 der Name des neuen Bischofs Dr. Gijsen bekanntgegeben. Dabei hatte das Domkapitel im November 1971 mit einer ausführlichen schriftlichen Begründung die Instanzen in Rom darauf aufmerksam gemacht, daß ein konservativer Kandidat eine verheerende *Polarisation* zur Folge haben würde. In Rom aber, so wird nun offenbar, will man eine Art der Romtreue durchsetzen, die nur in konservativen Kreisen gewährleistet ist. Dr. Gijsen liegt auf dieser Linie: er nahm sowohl seine Ernennung wie die Weihe in Rom an, ohne zuvor in eine gemeinsame Beratung mit dem Domkapitel oder dem Episkopat einzutreten.<sup>4</sup> Er achtet mehr auf Rom, als daß er sich als Kollege der holländischen Bischöfe und als Vertreter der Diözese Roermond betrachtet. Das wurde schon klar in seiner Broschüre «Der Priester und die Krise in der Kirche» (S. 18–19), wo er anhand eines Textes von Kardinal Alfrink sowohl diesen wie Kardinal Suenens einer unvollkommenen Interpretierung des II. Vatikanums beschuldigte

<sup>3</sup> Angriffe Fittkaus gegen die Kandidaten des Limburger Domkapitels erschienen in der Offertenzeitung für die katholische Geistlichkeit unter «Theologisches» (Sept. 1971, S. 263). Fittkau bedient schon seit etwa zwei Jahren deutschsprachige Bischöfe mit (öfters polemischen) Informationen aus seiner Feder über Holland. Während der Bischofssynode wurde sein wöchentliches Bulletin zusammen mit dem Pressespiegel des Kölner Erzbistums an die Bischöfe gereicht.

<sup>4</sup> Im Sinne einer Strategie des «fait accompli» war es nur konsequent, daß Rom auf einem raschen Weihetermin beharrte und Gijsen allen vorausgehenden Verhandlungen mit ortskirchlichen Instanzen auswich. Eine andere Frage ist aber, ob solche Strategie einer künftigen gedeihlichen Zusammenarbeit im Bistum dienlich ist. In Rotterdam, wo die Verhandlungen vor der Weihe stattfanden, sicherte sich der auf Seelsorge eingestellte Simonis mit beachtlichen Zugeständnissen (vgl. Orientierung 1971/2, S. 17, «Nachschrift») die weitere Mitarbeit der zunächst widerstrebenden Kader. Er band sich somit an ein bestehendes Team, weil anders die Bistumsleitung in dieser ständig neue Aufgaben stellenden, dynamischen Region gar nicht funktionieren könnte. In Roermond hingegen, wo Altbischof Moors zwei als «maßvoll konservativ» geltende Generalvikare zurückließ, soll der neue Bischof Gijsen angesichts von Vorhaltungen geäußert haben, daß er gegebenenfalls auch «allein» regieren könne. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß es sowohl bei Simonis wie bei Gijsen nicht einfach darum geht, ob Rom einem besser oder schlechter erkundeten «Volkswillen» entspricht oder widerspricht, sondern ob Rom – im Hinblick auf die wirklichen Aufgaben der Seelsorge und im Interesse des Funktionierens von Strukturen und Institutionen überhaupt – die ortskirchlichen Vertrauensverhältnisse respektiert oder desavouiert. Auch in der Ehepastoral ging es den holländischen Bischöfen und Offiziellen gerade darum, im allgemeinen Trend zu seelsorglichen «Von-Fall-zu-Fall-Lösungen» ein neu angepaßtes Minimum von Recht und Struktur aufzurichten (Red.).

und sich mit den Ergebnissen des holländischen Pastoralkonzils nicht einverstanden erklärte.

Die Ernennung von Bischof Gijsen kann nur in einem weiteren Rahmen erklärt werden: die Unzufriedenheit Roms mit der allgemeinen und offiziell von den Bischöfen gutgeheißenen aufgeschlossenen *Pastoral*. Man beabsichtigt eine Korrektur in zwei Bereichen: Ehepastoral und Katechese.

### Umstrittene Ehepastoral

Am 30. Dezember 1971 schickte Kardinal *Staffa*, Leiter des höchsten vatikanischen Gerichts, an die holländischen Bischöfe einen Brief, in dem die *offenere Praxis* der kirchlichen Einsegnung einer Zweitehe gerügt wird. Wie in den USA haben die holländischen Eherichter (Offiziale) Experimente unternommen, um das Eherecht den modernen Verhältnissen und Problemen anzupassen. In einem ausführlichen Kommentar haben die Offiziale, im Einvernehmen mit den Bischöfen, in Rom zu erklären versucht, daß es seine Folgen hat, wenn man die Ehe nach dem II. Vatikanum als eine «Lebens- und Liebesgemeinschaft» betrachtet und nicht nur als einen iuridischen Kontrakt. Dann kommt die Frage auf, ob man die Ehe in diesem Sinn wirklich gewollt hat und ob man bei der Eheschließung instande war, diese Gemeinschaft zu verwirklichen. Es handelt sich hier um eine breitere und geistlichere Auffassung der Realität der Impotenz.

Diese Darlegungen hat Rom bisher nicht beantwortet. Staffa Schreiben hält sich in der Ablehnung der holländischen Praxis an rein iuridische Maßstäbe, und am Schluß werden die Bischöfe aufgefordert, die Offiziale ihres Amtes zu entheben, falls sie die neue Praxis nicht aufgeben wollen.

Diese Angelegenheit sollte international und offen aufgegriffen werden. Zum Beispiel weist das Buch des deutschen Exegeten Rudolf Pesch «Freie Treue» in dieselbe Richtung. Das Problem steht auf der Tagesordnung sowohl der deutschen Synode 72 (Prof. Böckle, Herder-Korrespondenz, Februar 1972, S. 69–73) wie auch der schweizerischen Diözesansynoden.

### Konflikt um die Katechese

Der Neue Holländische Katechismus wurde in zwölf Sprachen übersetzt und hat international Anerkennung gefunden; dennoch ist diese Sache mit Rom noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Der Text bräuchte, wie erinnerlich, schließlich nicht geändert zu werden; die von Rom verordnete Beilage wird beinahe nicht verkauft oder gelesen, weil sie nicht ins Gesamtkonzept paßt. Man kann sich nun aber in Rom mit dieser Art der Verkündigung offensichtlich nicht zufrieden geben. Der Kern des Konfliktes sitzt in der Frage, was *Glauben* heißt: Geht es um ein korrektes Wissen von Glaubenswahrheiten oder darum, sich völlig Gott anzuvertrauen und die ganze irdische Existenz durchleuchten zu lassen? Im letzten Fall gilt es, zu versuchen allmählich klarzumachen, daß und wie Gott aus der Geschichte herauszulesen ist. Diese Methode wurde in einem Lehrbuch für höhere Schulen in den Diözesen Den Bosch und Breda aufs neue versucht. Der Versuch, in Form eines Ringbuches, erschien 1969 mit der Genehmigung der zuständigen Bischöfe. Einige konservative Kreise verklagten darauf das Buch in Rom. Die zuständige Kongregation sprach darüber ihr Urteil. Ein Besuch der Bischöfe *Blyssens* und *Ernst*, die sich um einen wirklichen Dialog bemühen, konnte nicht verhindern, daß die römische Stelle auf einer Zurücknahme des Buches bestand, obwohl die Verfasser – Religionslehrer in Zusammenarbeit mit Theologieprofessoren der katholischen Universität von Nijmegen – zu einer Überarbeitung des Textes im Verein mit den Bischöfen bereit waren. Die Schulleitung hat sich jedoch nicht bereit erklärt, das ganze Ringbuch zurückzunehmen. Auch diese Affäre bleibt somit pendent.

## Wie soll es weitergehen?

Zusammen mit dem bisherigen Episkopat hat sich in der holländischen Kirchenprovinz während der letzten zehn Jahre eine offene und zeitnahe Pastoral entwickelt, die in breiten Kreisen der Pfarrgemeinden festen Boden gefaßt hat. Die Zusammenarbeit von Priestern und Laien nimmt immer festere Konturen an. Man kann die Uhr nicht mehr zurückdrehen. Bischöfe und Laien haben sich an gemeinsame Überlegungen und Zusammenarbeit gewöhnt. Ein Bischof kann sich nicht mehr wie früher allein durchsetzen und die meisten wünschen das auch nicht. Es haben sich Diözesanstäbe und Laienräte entwickelt – ganz im Sinne des II. Vatikanums –, die man nicht mehr abschaffen oder ersetzen kann.

Und wenn die Bischöfe es allein machen möchten, dann wird die Bewegung an der Basis ohne Bischöfe weitergehen.<sup>5</sup> Man wird die Gläubigen in nächster Zukunft nicht mehr für eine Beteiligung an der Bischofswahl begeistern können. Das ist schade. Man darf sich aber dadurch nicht entmutigen lassen. Inmitten der Schwierigkeiten wächst eine Solidarität in den Basisgemeinden und in den Diözesanstäben. Deshalb erklärte der Diözesanrat von Roermond mit übergroßer Mehrheit: «Wenn klar wird, daß der neue Bischof mit uns auf Grund dieser pastoralen Führung (d. h. der niederländischen Kirchenprovinz) zusammenarbeiten will, gibt es eine Basis, auf der ihm Vertrauen geschenkt werden kann. Wenn er meinen sollte, das nicht tun zu können, dann wird eine offene Beratung hoffentlich zur Klärung führen. Falls auch das nicht möglich sein sollte, dann sind wir der Meinung, verpflichtet zu sein, in gemeinsamer Solidarität auf der bis jetzt befolgten Führungslinie weitermachen zu müssen.»

Zurzeit laufen intensive Gespräche des neuen Bischofs mit den beiden Generalvikaren und den leitenden Gremien des Bistums. Diese Auseinandersetzungen hätten, wie bei Msgr. Simonis, vor der Weihe geführt werden müssen, weil zur Bi-

<sup>5</sup> Als Zeichen dafür wird von vielen die von der Werkgruppe «Offene Kirche» angekündigte Errichtung eines «Pastoralrats von Priestern und Laien auf Landesebene» gesehen, der am 25. März seine erste Versammlung in Nordwijkerhout abhalten und so an das vor zwei Jahren beendigte Pastorkonzil anknüpfen wird, aber diesmal, wie es scheint, ohne Bischöfe, da diese nach Ansicht der Initianten zu lange mit der längst angekündigten Errichtung einer dauernden Nachfolge-Institution des Pastorkonzils zugewartet haben. Die Bischofskonferenz ihrerseits hat nun rasch am

## DER EIGENE WEG CHINAS

### Vergleich zwischen sowjetischer und chinesischer Landwirtschafts-Organisation

Sicher spielt die Machtfrage – (wer ist Führer des Weltkommunismus?) – im sino-sowjetischen Konflikt eine wichtige Rolle. Es wäre aber verhängnisvoll, diesen Konflikt auf die machtpolitischen Aspekte zu reduzieren und dabei zu vergessen, daß China und die UdSSR in Fragen der Organisation einer sozialistischen Gesellschaft bis heute sehr verschiedene Zielvorstellungen entwickelt und Methoden angewandt haben, was bezüglich der Organisation der Landwirtschaft mit einigen Beispielen gezeigt werden soll.

Leider entbinden sich bei uns viele Leute mit einfachen Alternativ-Vorstellungen weiterer Reflexionen: Hier privatbetriebene Landwirtschaft, dort kollektive oder verstaatlichte Landwirtschaft; hier Nahrungsmittel-Überproduktion, dort Schwierigkeiten im Agrarsektor ... Dabei gibt man sich kaum Rechenschaft darüber, daß

(1) die «privatbetriebene» Landwirtschaft in den meisten heutigen Entwicklungsländern katastrophale Resultate zeigt, Eigeninteresse und Privateigentum mithin keine Garantien des Erfolges sind,

(2) die kollektive Landwirtschaft in der UdSSR und vor allem in China noch ganz andere Ziele anstrebt als nur jenes einer hohen Produktion,

(3) zwischen der kollektiven Landwirtschaft der UdSSR und Chinas ebenso große Unterschiede bestehen wie zwischen einem privaten Klein-

schofsweihe sowohl die Ernennung durch Rom wie die Annahme durch die Ortskirche gehört. Das ist nicht nur eine vom Zweiten Vatikanum nahegelegte, sondern auch eine altchristliche Glaubensauffassung, welche sich aber derzeit nur mit Hilfe einer internationalen Strategie und Zusammenarbeit durchsetzen kann. Weil es sich hier nicht nur um eine Methode und nicht um Kommunikationsschwierigkeiten, sondern vor allem um theologische Glaubenswerte handelt, ist auch eine internationale Theologenarbeit notwendig. Die in Holland erlebten Schwierigkeiten um die Bischofswahl – bei denen es um die Anerkennung einer landeseigenen Pastoral geht – sind ja keineswegs auf die Niederlande beschränkt. Die relative Selbständigkeit der Kirchenprovinzen sollte grundsätzlich ernst genommen werden. Und wenn man schon in Rom die eigene offizielle Stelle so stark betont, so sollte man wenigstens nicht ohne einen offenen Dialog die offizielle Kirchenleitung in den Kirchenprovinzen überspielen. Wir wollen wissen, aus welchen Quellen und durch welche Kanäle abweichende Informationen in die römische Waagschale gelangten.

Wim L. Boelens SJ, Haren-Groningen

22. Februar die erste Versammlung des offiziellen Landespastoralrats (LPR) auf den kommenden 6.–8. Oktober angekündigt. Gleichzeitig wurde die Struktur eines ständigen Büros unter Zusammenfassung mehrerer Institutionen, darunter des nationalen Pastoralinstituts, ab 1. September bekanntgegeben. Die Sensation bei dieser von der Presse als Zentralisierung (niederländische «Kurie») gedeuteten Maßnahme ist das Ausscheiden des bisherigen Direktors des Pastoralinstituts der Niederländischen Kirchenprovinz in Rotterdam (PINK), Dr. Walter Godijn. Der Franziskaner Godijn, den die Bischöfe für den Posten eines Zentralsekretärs des neuen Gremiums als «zu prononciert und zu profiliert» befunden haben, war nicht nur ein kompetenter Pastoralsoziologe, sondern auch ein effizienter Organisator. Vielleicht wurde er deshalb vielen zu mächtig, ja ein rotes Tuch, und so hat man ihm ein unbeschriebenes Blatt, den aber durchaus aufgeschlossenen und auch «progressiven» P. Vrijens vorgezogen. Unbekannt (und nur von der Presse vermutet) ist, ob Rom, genauer Msgr. Benelli, die Billigung des neuen Organismus so oder so vom Sturze Godijns abhängig gemacht hat. Sicher aber kann gesagt werden, daß das oben erwähnte «Jahrzehnt einer aufgeschlossenen Pastoral» und sein Höhepunkt im Niederländischen Pastorkonzil wesentlich von Godijn und seinem Team mitgeprägt und getragen war (Red.).

betrieb in Indien und einem industriell geführten landwirtschaftlichen Großbetrieb in den USA.

Auf einige der wichtigsten und interessantesten Unterschiede zwischen sowjetischer und chinesischer Agrarpolitik soll im folgenden eingegangen werden. Dabei schicken wir voraus, daß zwar diese Unterschiede in der Tradition, der Revolutionspraxis (UdSSR: Industrieproletariat, China: Bauernrevolution) und in der verschiedenen ökonomischen Ausgangslage begründet sind, aber erst seit der Politik des «Großen Sprungs» und der Bildung von Volkskommunen in China (ab 1958) richtig zutage traten.

### Unterschiedliche Industrialisierungskonzepte

Im wesentlichen gilt für die Sowjetunion dasselbe Industrialisierungskonzept wie für die westlichen Industriestaaten: Die Landwirtschaft liefert Rohstoffe für die Industrie und Nahrungsmittel für die Industriearbeiter. Aus verschiedenen Gründen erweist es sich offenbar als zweckmäßig, die verschiedenen Industrien konzentriert anzusiedeln: Es entwickeln sich industrielle Ballungszentren mit allen heute offenbar werdenden Gefahren einer Zerstörung der Umwelt (wozu auch Kriminalität, psychische Schäden usw. gerechnet werden soll-

ten). Von 1928 bis 1970 verminderte sich die landwirtschaftliche Bevölkerung in der UdSSR drastisch: Von rund 80% auf unter 30% der Gesamtbevölkerung! Trotz Planwirtschaft schritt die Verstädterung schneller voran als vorgesehen. Während ursprünglich die Höchststeinwohnerzahl von Moskau auf vier Millionen geplant war, hat diese Stadt bis heute die sieben Millionen überschritten.

Eine solche Urbanisierung und Abnahme der landwirtschaftlichen (bzw. der auf dem Lande wohnhaften) Bevölkerung wird sich in China voraussichtlich statistisch in absehbarer Zukunft nicht registrieren lassen. Mit der Volkskommune wurde 1958 nämlich eine Institution geschaffen, welche unter andern auch die Funktion hat, die Bevölkerung auf dem Lande zu halten und die Industrie zu dezentralisieren. Anstelle des «westlichen» und sowjetischen Konzepts, bei Erhöhung der Produktivität in der Landwirtschaft die überschüssige Bevölkerung in Industriezentren abwandern zu lassen, versucht man in China, die Industrie aufs Land hinaus zu bringen. Die Trägerin dieser Politik ist eben die Volkskommune. Als Planziel wird angestrebt, daß in allen Kommunen im Laufe der Zeit die industrielle Produktion größer werden soll als die landwirtschaftliche.

Die Nachteile eines solchen Industrialisierungskonzepts liegen darin, daß die Vorteile einer Arbeitsteilung und Spezialisierung von Großbetrieben nach westlichem oder sowjetischem Vorbild nicht wahrgenommen werden können. Für ein überbevölkertes, armes Entwicklungsland wie China überwiegen aber u. E. bei weitem die Vorteile dieser «lokalen Industrialisierung»:<sup>1</sup>

► Das traditionelle Industrialisierungsschema mit Ballungszentren würde ein Transport- und Verteilungssystem voraussetzen, welches die Möglichkeiten Chinas gegenwärtig übersteigt (Beschaffung der Rohstoffe aus dem Hinterland, Absatz der verarbeiteten Produkte). Dank der «lokalen Industrialisierung» werden die Volkskommunen Chinas im Gegensatz zu den sowjetischen Kolchosen weitgehend zu Selbstversorgungsgemeinschaften.

► Die traditionellen Bauern werden erstmals mit maschinellen Techniken vertraut gemacht: Sie können während der arbeitsarmen Zeit in der Landwirtschaft teilweise in solchen Kleinbetrieben arbeiten und lernen auf diesem Weg möglicherweise, in Wirkungszusammenhängen zu denken. Dies ist deshalb besonders wichtig, weil die traditionellen Denkstrukturen – herausgebildet in einer von Natur und Zufall abhängigen Landwirtschaft – den Erfordernissen einer Entwicklung oft im Wege stehen. Unter diesem Aspekt erhält auch der ökonomische Mißerfolg der Kleinhochöfen in den sechziger Jahren eine neue Bedeutung: Veränderte Denkstrukturen und Experimentierfreude wegen solcher Experimente können mehr zur Entwicklung beitragen als kurzfristige wirtschaftliche Erfolge.

► Die Gefährdung der Umwelt ist teilweise eine Folge übermäßiger Industrie- und Menschen-Ballungen in wenigen Zentren. Dieser Prozeß ist irreversibel. In China hat man die Alternativmöglichkeiten frühzeitig erkannt, welche sich einem industriell zurückgebliebenen Land mit einem völlig andern Industrialisierungsmodell bieten.

## Landwirtschaft und wirtschaftliche Entwicklung

Mit einer sehr einfachen Überlegung kann die Wichtigkeit der Landwirtschaft für die wirtschaftliche Entwicklung dargestellt werden: Nur wenn und insoweit diese Landwirtschaft in der Lage ist, mehr zu produzieren als im primären Bereich

<sup>1</sup> Nur am Rande soll erwähnt werden, daß das chinesische Industrialisierungskonzept auch eher der Marxschen Forderung nach «Aufhebung des Unterschieds zwischen Stadt und Land» in einer sozialistischen Gesellschaft entspricht.

verbraucht wird, kommt ein «Surplus» zustande, das für Menschen im sekundären und tertiären Bereich zur Verfügung steht, d. h. erst dank einem solchen «Surplus» werden Aktivitäten außerhalb der Landwirtschaft möglich: im Handwerk, in der Industrie, im Dienstleistungssektor, im Kulturbereich ... Das heißt, daß die Landwirtschaft in den meisten Entwicklungsländern (Ausnahme vielleicht bei außerordentlichem natürlichem Reichtum, z. Beispiel Öl) Grundlage der wirtschaftlichen Entwicklung sein muß, was einigen Planern und Politikern in heutigen Entwicklungsländern nicht klar zu sein scheint. Auf unterschiedliche Art und Weise wurde die Landwirtschaft in China und in der UdSSR sehr wirkungsvoll in den Dienst der Entwicklung gestellt. Die unterschiedlichen Methoden lassen sich teilweise damit erklären, daß die Differenz zwischen Produktionsniveau und Existenzminimum im China der fünfziger Jahre doch wesentlich geringer war als im Rußland der zwanziger Jahre. Während in China vorerst die landwirtschaftliche Produktion entscheidend gesteigert werden mußte, war der «Freiheitsbereich» – das landwirtschaftliche Surplus – in der Sowjetunion zu Beginn des ersten Planjahrhünfts wesentlich größer als in China.

## UdSSR: «Ausbeutung» der Landwirtschaft

An dieser Stelle lohnt sich ein kurzer Blick in die Geschichte: Nach Marx begann die erhebliche Kapitalbildung im Kapitalismus mit der Monopolisierung des Bodens und der Ausbeutung der Kolonien. Beides führte zu erheblicher Kapitalakkumulation («Ursprüngliche Akkumulation»). Diese Akkumulation war im Rußland der zwanziger Jahre noch lange nicht so weit fortgeschritten wie in den damals führenden Industrieländern. So entwickelte der Wirtschaftstheoretiker der *Trotzkij*-Gruppe, *Preobraschenski*, im Anschluß an Marx das Gesetz der «ursprünglichen sozialistischen Akkumulation». Seine Hauptthese ging dahin, daß in der UdSSR in Ermangelung von Kolonien nur die Landwirtschaft zur wirtschaftlichen Entwicklung (aus-) genutzt werden könne. *Stalin* bekämpfte zuerst dieses Konzept, schaltete die *Trotzkij*-Gruppe aus und verfolgte bezüglich der «Ausbeutung» der Landwirtschaft in den folgenden 25 Jahren genau jene Politik, welche von der «Linksopposition» (*Trotzkij/Preobraschenski*) vorgeschlagen worden war.

Hier kann nicht empirisch und im einzelnen der Grad dieser «Ausbeutung» beschrieben werden. Einige Hinweise müssen genügen. So war etwa das Lohnsystem der Kolchosen bis in jüngste Zeit in einer Weise gestaltet, daß dieser Lohn eine Restgröße war: Vor einer Lohnauszahlung mußten alle andern Verpflichtungen – vor allem gegenüber dem Staat – erfüllt werden. Ende Jahr zeigte dann die Abrechnung, ob und wieviel den Kolchosmitgliedern in bar und in natura ausbezahlt werden konnte. Dieses Lohnsystem machte die Kolchosen und Kolchosbauern eigentlich zu Puffern innerhalb der Volkswirtschaft: Mißernten mußten größtenteils von der Landbevölkerung getragen werden, während dank Pflichtablieferungen die Rohstoffe und Nahrungsmittel für die übrigen Zweige der Volkswirtschaft sichergestellt werden konnten.

Für diese Pflichtablieferungen nun bezahlte der Staat während der *Stalin*-Zeit höchst bescheidene Preise: Oft reichten sie nicht einmal aus, um die Transportkosten zu den Sammelstellen zu decken. Ein extremes Beispiel zur Illustration: 1948 bezahlte der Staat den Kolchosen pro 100 kg Roggen 7 bis 8 (alte) Rubel, während er den Mühlen dieselbe Menge für 335 Rubel weiterverkaufte. Die Differenz, der «Mehrwert der Gesellschaft», war letztlich die Grundlage der russischen Industrialisierung. Dank niedrigen Preisen für landwirtschaftliche Produkte verdienten die Kolchosbauern wenig, konnten mithin keine große Nachfrage nach Industrieprodukten entfalten; dank hohen Verkaufspreisen für verarbeitete Agrarprodukte wurde auch die Nachfrage der Industriearbeiter begrenzt. Die Differenz konnte zum wirtschaftlichen Aufbau,

für Maschinen, Industrieanlagen, Infrastrukturen, Rüstung, Schulen usw. verwendet werden. Die Erfolge sind bekannt.

### China: Ausnutzung der Arbeitskräfte

Wie in jedem Entwicklungsland herrschte auch in China vor 1949 eine erhebliche Unterbeschäftigung (Arbeitslosigkeit) auf dem Lande: Im Durchschnitt waren in China und sind in andern Entwicklungsländern die Arbeitskräfte auf dem Land nur während 100 bis 150 Tagen pro Jahr beschäftigt. Daraus darf aber nicht der Fehlschluß gezogen werden, daß mindestens die halben Arbeitskräfte überflüssig seien und allenfalls in die Städte abwandern könnten. Während der Hauptarbeitszeiten (Ernte!) werden nämlich beim gegebenen Stand der Mechanisierung durchaus *alle* Arbeitskräfte in der Landwirtschaft gebraucht.

Es müßte also darum gehen, die Arbeitskräfte während des Jahres gleichmäßiger auszulasten. Dies gelang dank den landwirtschaftlichen Kollektiven in Rußland und China. Einen Grund für die bessere Arbeitskräfte-Ausnutzung auf dem Land haben wir schon genannt: die «lokale Industrie» innerhalb der Volkskommunen. Mindestens ebenso wichtig ist die Errichtung von Infrastrukturen durch menschliche Arbeitskraft, was bei uns meist «Massenarbeitseinsätze» genannt wird. Dank der Institution «Volkskommune» können Arbeitskräfte vor allem in der «toten» Saison der Landwirtschaft in solchen Projekten beschäftigt werden.

Bei diesen Infrastrukturen sind die Bauten zugunsten des Wassermanagements von größter Bedeutung: Im Norden Chinas geht es um die Speicherung des unregelmäßig fallenden Regens und um Bewässerung, während das Hauptproblem im Süden die Kontrolle des reichlichen Wassers (Überschwemmungen!) durch Dammbau ist. Nur wenige Zahlen seien genannt: Nach offiziellen Angaben wurden von 1949 bis 1960 50 Mia Arbeitstage für solche Irrigationsprojekte aufgewandt. Dabei bewegte man – meist mit primitiven technischen Hilfsmitteln – 70 Mia m<sup>3</sup> Erde, was dem Volumen von rund 1000 Suez-Kanälen entspricht! – Weiter werden in solchen Einsätzen Aufforstungen durchgeführt, um der Erosion entgegenzuwirken; es werden Straßen gebaut, Industrieanlagen (lokale Industrialisierung!) erstellt usw.

Diese Beispiele mögen genügen. Wichtig für andere Entwicklungsländer ist vor allem die Tatsache, daß in China bewiesen wurde, wie manche dieser Arbeiten mit großem Arbeitseinsatz und wenig Kapital durchgeführt werden können. Genügt es, wenn man diese Arbeiten zwar anerkennt, sie aber mit «Zwang» abtut und deshalb als inakzeptabel bezeichnet, wie das bei uns oft geschieht? Wir glauben nicht. Vielmehr sollten wir uns fragen, weshalb es z. B. in Indien nicht zu solchen Aktionen in großem Umfang kommt, obwohl es an Arbeit auch nicht fehlen würde und die Unterbeschäftigung auf dem Land groß ist. Wir meinen, daß erst die Logik eines landwirtschaftlichen Kollektivs solche Massenarbeiten ermöglicht, während bei Dörfern mit Kleinbauern solche Aktionen nur schwer zustandekommen. Während sich im letzteren Fall die einzelnen Bauern wohl jahrelang zuerst streiten würden, wer die Kosten an einem Bewässerungskanal zu tragen habe und wie dann später die Erträge verteilt werden sollen, können die Kosten und Erträge dank Volkskommune *internalisiert* werden. Die Motivation der Kommune-Mitglieder für solche Arbeiten wird aber gleichwohl vorhanden sein, weil auf die Dauer der Ertrag und mithin der Lohnfonds positiv beeinflusst werden.

Des weitern ist in einem landwirtschaftlichen Kollektiv der Anreiz zur Mitarbeit in einem Infrastruktur-Projekt genau gleich groß wie für die direkte landwirtschaftliche Arbeit: Für beides wird ein Tagwerk gutgeschrieben, beides wird also gleich bezahlt (nur die Qualität der Arbeit wird noch berücksichtigt). Der Erfolg – mehr Tagwerke, höherer Lohn – ist

also für das Kommune-Mitglied offensichtlich. Einem Kleinbauern mag dagegen die Einsicht fehlen, für etwas zu arbeiten, dessen Ertrag erst viel später anfällt.

### Die Modernisierung der Landwirtschaft

Von Marx her war die Marschrichtung vorgezeichnet: Nach ihm sollte der größte Vorteil kollektiver und großbetrieblicher Landwirtschaft jener eines rationelleren Maschineneinsatzes sein, wodurch nach den Vorstellungen von Marx und Engels die Produktivität entscheidend gesteigert werden könnte. In der UdSSR wurden natürlich mit der Kollektivierung von 1928/30 die landwirtschaftlichen Betriebe stark vergrößert. Die wenigen Maschinen und Traktoren faßte man in den staatlichen «Maschinen-Traktoren-Stationen» (MTS) zusammen. Die Kolchosen mußten die Dienste dieser Stationen in Anspruch nehmen.

Die Stationen bestanden genau 30 Jahre und erfüllten wohl während dieser Zeit ihren Zweck. Noch wichtiger als die Zusammenfassung und den zentralisierten Einsatz der knappen Maschinen war bestimmt die Konzentration des knappen Fachpersonals: Traktorenführer, Mechaniker, usw. Da die Landwirtschaft in der Maschinenausstattung gegenüber der Industrie immer schlecht wegkam, mußten die vorhandenen Traktoren und Maschinen maximal ausgenutzt werden (Nachtarbeit usw.), was dank der Konzentration auch gelang. In den vierziger Jahren wurde ein Traktor in der UdSSR rund dreimal stärker ausgenutzt als in den USA!

Man kann dieses Mechanisierungskonzept als etwas zu sehr zweckgerichtet, aber für die UdSSR erfolgreich bezeichnen. Zu sehr zweckgerichtet in folgender Weise: Da man die landwirtschaftlichen technischen Eliten in diesen Stationen zusammengefaßt hatte, war man weitgehend von der schwierigen Aufgabe entlastet, die älteren traditionellen Bauern zu schulen und umzugestalten. Es entwickelte sich eine Art *duale Technologie*: Auf der einen Seite wurden von den MTS moderne Arbeitsmethoden angewandt (Ackern, Ernten usw.), auf der andern Seite konnten verschiedene Arbeiten ohne große Ausbildung wie bis anhin ausgeführt werden. Man wartete in der Landwirtschaft auf die neue, ausgebildete Generation von geschulten Bauern, nach deren Erscheinen die MTS auch tatsächlich aufgelöst wurden.

Auch bei der Modernisierung der Landwirtschaft geht China seine eigenen, originellen Wege. Es hätte sich freilich kurz nach der Revolution auch kaum gelohnt, die landwirtschaftlichen Maschinen und Traktoren nach sowjetischem Muster in Zentren zusammenzufassen: 1951 verfügte die Landwirtschaft Chinas über ganze 2000 Traktoren, das heisst einen pro 5000 Bauernhaushalte.<sup>2</sup>

Zwar wurde in den ersten Plänen für die chinesische Landwirtschaft nach sowjetischem Muster eine rasche Mechanisierung angestrebt. In der Folge des «großen Sprungs» (ab 1958) ging man aber sukzessive von diesem Konzept ab. Aktuell wurde das Schlagwort des «*Auf-beiden-Beinen-Gehens*», welches – generell gesprochen – Marx'sche Vorstellungen und chinesische Tradition verbindet. So sollten neben den großen Industriebetrieben auch Handwerksbetriebe gefördert werden, neben den modernen Produktionsmethoden wurden auch landesübliche Methoden angewandt und weiterentwickelt. Besonders dieser letzte Punkt ist in unserem Zusammenhang von großem Interesse: In der Landwirtschaft Chinas wird seit 15 Jahren eine Art «Mittlere Technik» entwickelt, wie sie

<sup>2</sup> Die Landwirtschaft der UdSSR verfügte dagegen zu Beginn der Kollektivierung (1928) bereits über immerhin 28 000 Traktoren (1966: 3,2 Millionen), d. h. pro Bauernhaushalt über etwa 70mal mehr als China im Jahre 1951.

erst in der neuesten Entwicklungsländer-Diskussion wieder in den Vordergrund gestellt wird.<sup>3</sup>

Wie funktioniert nun das «Auf-beiden-Beinen-Gehen» konkret? Nun, das Konzept der Modernisierung der Landwirtschaft Chinas ist nicht zu trennen von der schon dargestellten «lokalen Industrialisierung». Grundsätzlich sollen möglichst viele der Geräte und Maschinen in kommuneigenen lokalen Fabriken und Werkstätten sowie mit örtlichen Rohstoffen hergestellt werden. Die ganz modernen Maschinen und Traktoren werden sehr selektiv eingesetzt: einerseits in Muster-Staatsfarmen in der Nähe der Großstädte, andererseits in den dünn besiedelten Gebieten Nordwestchinas.

Als typisches Beispiel einer «Mittleren Technik» soll der Kurzstreckentransport erwähnt werden. Traditionellerweise wurden die Lasten in China mit der Tragstange befördert. Statt nun zu warten, bis Traktoren, Wagen und Wege für einen ganz modernen Kurzstreckentransport zur Verfügung stehen, baute man massenweise Schubkarren. Diese bedeuten gegenüber dem alten Zustand (Tragstangen) eine eigentliche technische Revolution, kann doch die Leistung (gegenüber der Tragstange) etwa verdoppelt bis versechsfacht werden, je nach Qualität der Karren (gewöhnliche Karren, Luftreifen, Kugellager). – Einige weitere Beispiele mittlerer Technik können hier nur aufgezählt werden. So wurde ein Reispflanzgerät für den Handbetrieb entwickelt; man berichtet von Fußpedal-Dreschmaschinen, von handbetriebenen Kartoffelschneidemaschinen usw. Die meisten dieser Geräte und Maschinen werden in den kommune- oder brigadeeigenen Werkstätten und aus örtlichem Rohmaterial hergestellt, zum Beispiel aus Holz oder Bambus.

Wo liegen die Vorteile einer solchen Modernisierungspolitik? Eindeutig konnte durch zwar verbesserte, aber generell doch immer noch arbeitsintensive Methoden die Beschäftigung auf dem Lande entscheidend gesteigert werden.<sup>4</sup> Weiter ist der positive Ausbildungseffekt einer solchen Technologie auf traditionelle Bauern zu beachten. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei der Fülle von neuen Maschinen, Methoden und Gerät-

<sup>3</sup> Bisher haben die Entwicklungsländer viel zu unkritisch die Technik der Industrieländer übernommen. Erst neuestens kommt man zur Einsicht, daß mit der einfachen Übertragung unserer Techniken das Beschäftigungsproblem in diesen Ländern immer akuter werden wird.

<sup>4</sup> Dabei muß betont werden, daß auch die Produktivität angestiegen ist. Die Produktivität kann zwar auch mit ganz modernen Methoden verbessert werden, was aber meist zu negativen Beschäftigungseffekten führt.

schaften auch viel Unbrauchbares und Unökonomisches vorhanden ist (Musterbeispiel: Kleinhochöfen). Aber: Mit der Entwicklung von solchen Methoden innerhalb der Kommune oder Brigade werden die Bauern in eine erste Berührung mit der Technik gebracht, wodurch sich Denkstrukturen entscheidend verändern können.

Es wäre zu fragen, inwieweit das chinesische Modernisierungskonzept der Landwirtschaft eine Kollektivierung voraussetzt. Dabei muß besonders auf den *Risikofaktor* hingewiesen werden: Kommunemitglieder werden dazu ermuntert und aufgefordert, zu erneuern und zu experimentieren, z. B. mit neuen Saatsorten. Dagegen kann sich ein individueller Kleinbauer das Risiko des Experimentierens kaum leisten, da bei einem Mißerfolg die Existenz der Familie bedroht würde. Anders in der Kommune: Dem einzelnen wird ein Tagwerk gutgeschrieben, gleichgültig, ob er sich mit neuen Saatsorten abgibt, ob er eine Maschine verbessert oder ob er melkt: die Gemeinschaft trägt das Risiko.

Daß Chinas (und teilweise auch Rußlands) Landwirtschaftspolitik manche interessante Aspekte für andere Entwicklungsländer enthält, scheint uns sicher zu sein. Dabei sollten jedoch andere Länder bei der Anwendung chinesischer Methoden selektiv vorgehen, wie auch China bezüglich der Nachahmung der UdSSR die eigenen, besonderen Verhältnisse in Rechnung gestellt hat. Dazu sagt Mao Tse-tung – und wir meinen, daß dieses Zitat generelle Gültigkeit hat – folgendes:

«Es gibt zwei verschiedene Einstellungen zum Lernen. Die eine ist dogmatisch. Sie besteht darin, alles zu übernehmen, sei es für die Verhältnisse unseres Landes geeignet oder nicht. Das ist keine gute Einstellung. Die andere besteht darin, beim Studium den Geist anzustrengen und alles zu erlernen, was den Bedingungen unseres Landes entspricht, das heißt, alle für uns nützlichen Erfahrungen auszuwerten.»<sup>5</sup>

Was wir in vermehrtem Maße realisieren sollten: Daß auch sozialistische Länder «nützliche Erfahrungen» anzubieten haben.

H. Schweizer, Bern

Dr. Heiner Schweizer, der heute in der Entwicklungshilfe tätig ist, doktorierte in Basel über «*Sozialistische Agrartheorie und Landwirtschaftspraxis*» als Modell für Entwicklungsländer, gezeigt am Beispiel der Sowjetunion und der Volksrepublik China. Seine außerordentlich interessante Arbeit erscheint demnächst als *Band III* der von Robert Hotz und Konrad Farner im Verlag Herbert Lang (Bern) herausgegebenen Serie «*Ost-Kontexte*».

<sup>5</sup> Mao Tse-tung, zitiert nach: Der Weg der sozialistischen Industrialisierung Chinas, Peking Rundschau, Nr. 43/1969, S. 10.

## KOMMT DAS HEIL DURCH DIE SOZIOLOGIE?

Noch vor wenigen Jahren hätte kein Mensch den Sinn dieser Frage verstanden. Denn das Heil – das ewige Heil als Erlösung aus dem Jammertal der Erde – war Verheißung und Hoffnung frommer Christen, die schon mit dem Katechismus gelernt hatten, daß «außerhalb der Kirche kein Heil» zu finden sei. Und alle jene, die einmal «Sieg Heil» oder «Heil Hitler» gerufen hatten, mochten an die ideologischen Verirrungen ihrer Vergangenheit nicht mehr erinnert werden. So war der Begriff des «Heils» fast spurlos aus dem öffentlichen Vokabular verschwunden, und auch die Sache selbst – das Heil – schien in einer heil-losen Welt nicht mehr auffindbar. Neuerdings wird sogar jeder, der es noch wagt, von Glück, Liebe, Harmonie, Einheit oder Friede zu sprechen, als Ideologe denunziert, der aus Dummheit oder bewußt die Illusion von der «heilen Welt» verbreite und damit den wahren Zustand dieser Welt verschleierte. *Klassenkampf* und *Generationenkonflikt* gelten – wieder einmal – als die einzigen, wirklich bewegenden Kräfte der Geschichte. Und im Strom dieser Bewegung begann eine Wissenschaft sich schlagartig durchzusetzen, die im Schatten

der Nachkriegsjahre nur mühsam ihre ersten Lehrstühle erkämpft hatte: die Soziologie.

### Nichts ohne «Gesellschaftliche Relevanz»

Bis zum Beginn der sechziger Jahre hatte sie dank ihres unverständlichen Vokabulars den Ruf einer ebenso anspruchsvollen wie arroganten Geheimwissenschaft gewonnen, mit der man in der Praxis des Berufsalltags aber dennoch nichts Rechtes anfangen konnte. Die wenigen Absolventen dieses Studienfachs – in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Krieg in der ganzen Bundesrepublik noch nicht einmal 1000 – verschwanden in irgendwelchen Jobs, bei denen es nicht so sehr darauf ankam, was man studiert hatte, oder sie blieben – überwiegend – gleich an den Hochschulen, die erst nach 1960 überhaupt etwas reichlicher mit Dozentenstellen versorgt wurden. Heute dagegen überschwemmen Tausende von Hauptfächlern die soziologischen Seminare, Zehntausende studieren zumindest «auch Soziologie als Nebenfach», alle Lehramtskandidaten reden fast

nur noch von «Sozialisation», und ohne ständig die sogenannte «gesellschaftliche Relevanz» eines Fachgebiets zu diskutieren, läßt sich überhaupt gar nichts mehr studieren – schon gar nicht Theologie.

Daß es innerhalb weniger Jahre zu einer so explosionsartigen Steigerung der Studentenzahlen auf das Zehn- und Zwanzigfache des bisherigen Standes kommen konnte, noch dazu bei einer Wissenschaft, deren Reputation in der sogenannten akademischen Welt nach wie vor umstritten ist und die ihren eigenen Absolventen nicht einmal sichere Berufschancen bieten kann, ist ein Phänomen, das selbst einer (soziologischen) Erklärung bedarf.

Sicher kommen zunächst zwei äußere Bedingungen hinzu:

▷ Die Abiturientenzahlen steigen seit 1965 erheblich an – nicht nur, weil die Bildungsförderung zunimmt, sondern auch, weil stärkere Jahrgänge nachrücken –

▷ und zweitens verengen sich die Studienmöglichkeiten gerade dadurch ebenso rapide in all den Fächern, die kostspielige Labor- und Arbeitsplätze voraussetzen: Medizin, Naturwissenschaften, Psychologie.

So drängt sich alles auf jene Fächer zusammen, von denen man offenbar annimmt, daß man sie auch als stiller Zuhörer von der Fensterbank eines großen Hörsaals aus hinreichend studieren könnte: Sprachen, Geschichte, Philosophie, Jura, Ökonomie und eben Sozialwissenschaften, zu denen neben der Soziologie auch die Politologie zu rechnen wäre. Warum aber steigt trotz fraglicher Berufsaussichten die Zahl der Soziologie-Aspiranten ständig an, während die der Interessenten für Jura oder gar Geschichte spürbar abnimmt? Die Antwort, das sei eben ein Modetrend, befriedigt nicht. Denn warum ist gerade die Soziologie zu einem Modestudium geworden? Mir scheint, hier steckt ein Problem, dem durch Verbesserung der äußeren Studienbedingungen gar nicht beizukommen ist.

### In der Nachfolge der Theologie

Um es deutlich zu sagen: Im Studium der Soziologie suchen viele offensichtlich das, was sie entbehren, ohne es zuzugeben – Wege in eine bessere Welt, den Traum vom Paradies auf Erden – eben das Heil, das eine fortschrittsgläubige Welt ständig verkündet und niemals realisiert. Doch noch einmal die Frage: Warum wurde gerade die Soziologie zum Objekt derartiger Hoffnungen, warum nicht Politologie und Psychologie oder gar die Theologie, die es jahrhundertlang als ihre ureigenste Aufgabe angesehen hatte, eine durch die Kirchen vermittelte Sinngebung des Daseins wissenschaftlich abzusichern?

Ich meine, dafür ließen sich drei Gründe angeben:

▷ Erstens sind die auf die Sinnfrage spezialisierten und darum schon traditionellen Antwortgeber – die etablierten Kirchen – diese Antwort einfach schuldig geblieben, sei es, daß ihre Rede zunehmend unglaubwürdiger wurde, sei es, daß sie – glaubwürdiger fast – schwiegen.

Gerade mit dem Verzicht auf die tradierten ex-cathedra-sprüche versucht die Theologie heute – in der Einsicht, daß damit die Probleme einer differenzierter gewordenen Welt nicht mehr gelöst werden können –, die ihr verloren gegangene Autorität wieder aufzubauen. In dem Maße, in dem ihr das gelingt, gewinnt sie eine bislang kaum gekannte Dialogfähigkeit, scheidet aber als Vermittler oder Verkünder einer Sicherheit gebenden Weltanschauung aus.

▷ Zweitens: Die Soziologie hat sich schon in ihren frühesten Selbstdeutungen – besonders bei St. Simon und Comte – ganz klar als Nachfolger der alten Theologie verstanden und damit Ansprüche erweckt, die heute eingefordert werden, so merkwürdig und peinlich das den meisten Soziologen der Gegenwart auch sein mag.

▷ Drittens aber – und das scheint mir ausschlaggebend – unterscheidet sich die Soziologie gegenüber der mehr auf Interpretation der Historie zielenden Politologie und der mehr um das psychische Wohlergehen des einzelnen Individuums bemühten Psychologie durch drei Besonderheiten, die keiner anderen Wissenschaft in dieser Kombination zu eigen sind:

▷ Sie stellt zunächst zumindest den Anspruch, in ihren Forschungen nicht nur die Banalität des Faktischen zu registrieren, sondern Aussagen machen zu können, die sich auf die Entwicklung der *ganzen* Gesellschaft beziehen.

▷ Sie wagt ferner zugleich etwas, was ihr noch immer den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit einbringt, andererseits aber gerade das Reiz-volle an ihr ist: sie wagt es, Prognosen zu geben, behauptet zu wissen, was morgen oder übermorgen sein wird, so fragwürdig die Methoden der Hochrechnung aufs Ganze hin und der Extrapolation in die Zukunft hinein auch sein mögen.

▷ Schließlich entwickelte sie – von der Theorie ausgehend, daß generelle Gesetzmäßigkeiten in allen möglichen Praxisfeldern gelten müßten – einen Kompetenzanspruch für schlechthin alle Lebensbereiche, was den Soziologen scheinbar zum Dr. Allwissend unserer Tage gemacht hat, der für alle Probleme der Erziehung oder des Umweltschutzes, für die Nöte der Landwirtschaft wie für die Rauschgiftmisere stets eine passende Bindestrichsoziologie aus dem Arsenal seiner Apotheke her- vorzaubert.

### Enttäuschte Heilsgewißheit

Für die deutsche Szene muß man einige weitere Unterscheidungen anbringen. War die Soziologie der fünfziger Jahre noch wesentlich eine durch Einzelpersonen repräsentierte Institution – Adorno, Dahrendorf, Habermas, König, Schelsky – so wird im Laufe der sechziger Jahre eine Art Bewegung daraus, die sich allmählich zum harten Kern der frühen Studentenrebellion entwickelt. Das hängt einmal mit der wirklichen Zunahme der Studentenzahlen im Fach Soziologie zusammen, ist aber auch auf die immer größer werdende Frustration dieser immer zahlreicher werdenden Studenten zurückzuführen, in deren Händen sich die Soziologie – vermeintlich das ideale Instrument für einen schnellen sozialen Wandel – als doch nicht ganz so effektiv erwies, wie sich mancher zunächst erhofft haben mag.

Ausgehend vom sogenannten Methodenstreit, bei dem es darum ging, ob die Soziologie in ihren Forschungen zugunsten einer besseren Welt ständig auf die Veränderung der bestehenden aus sein müsse oder ob sie wissenschaftlich nur die möglichst wertfreie Analyse des faktisch Beobachtbaren verantworten könne, hat sich auch bei den Soziologen selbst die Vorstellung von dem, was ihre Wissenschaft ist oder sein könnte, vielfach differenziert.

Enttäuschte Heilsgewißheit beginnt die Gruppe der Rebellen von einst immer tiefer zu spalten.

▷ Die einen resignieren und geben auf, manchmal nur ihre Ziele, oft auch ihr Studium.

▷ Andere engagieren sich in der politischen Tagespraxis und versuchen – als Juso oder als Kultusminister –, wenigstens einige ihrer Vorstellungen gegen den Trott der alten Gewohnheiten zu realisieren.

▷ Wieder andere, sicher die wenigsten, aber sie machen die meisten Schlagzeilen, beleben den politischen Untergrund.

Schließlich aber bleibt auch hier eine Art von «innerer Emigration» – der Rückzug auf einen methodologischen Purismus, der zunächst zwar die wissenschaftliche Redlichkeit für sich hat, aber auf kaum jemand mehr attraktiv wirkt. Es sei denn, er gäbe einer in ihm angelegten Neigung zum Lochkartenfetischismus nach, der dem Eingeweihten den Zugang

zur glatten Welt der stimmigen Zahlenspiele aufzut – mit den Realitäten des Tages aber nur noch wenig zu tun hat.

### Der Soziologe als neuer Priester?

Das Erstaunliche nun erscheint mir daran, daß diese Vielfalt und auch Widersprüchlichkeit im Selbstverständnis von Soziologie ihrer Attraktion noch gar keinen Abbruch getan hat. Im Gegenteil – die Soziologie scheint gerade wegen dieses zwielichtigen Bildes, das sie nach außen hin bietet, zu einem Begriffskübel zu werden, in den der Bürger alles hineinwirft, was ihn aufregt: Hasch, lange Haare, Gruppensex, Frauenemanzipation, Pornographie, Strafrechtsreform – und den Marxismus aller Spielarten ohnehin. Kein Wunder, daß das auf junge Leute geradezu magnetisch wirkt, kein Wunder auch, daß sie total frustriert sind, wenn sie bemerken, daß das meiste, wenn nicht alles von diesen Zutaten in der Soziologie gar nicht zu finden ist.

So scheint die Frage, ob das Heil von der Soziologie zu erwarten sei, zunächst eindeutig negativ beantwortet. Allenfalls kann man sagen, daß die Soziologie zum Objekt z. T. sehr unterschiedlicher Heilserwartungen geworden ist, und daß nur eine Art von vermeintlich therapeutischem Mitleid manche Soziologen daran hindert, diese Erwartungen von Anfang an zurückzuweisen und zu zerstören – auch hier übrigens in einer gewissen Analogie zu den traditionellen Kirchen, die die meisten magischen Rituale, Wunderheilungen, Wallfahrten zunächst auch nur hingenommen und geduldet haben, ehe sie derartige Kulte zeitweise aus oft durchsichtigen Gründen zu fördern begannen.

Genau hier allerdings ist der Punkt, an dem man von der Versuchung einer Wissenschaft sprechen muß, die ihr angetragenen Funktionen des Orakels und der Prophetie wirklich zu übernehmen. Gerade die Soziologie hat da ihre eigenen Erfahrungen.

Ist von Voltaire noch der spöttisch gemeinte Spruch überliefert: «Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden», so heißt es bei Comte (um 1825) schon deutlicher: «daß die Idee der Menschheit die Idee Gottes unwiderruflich eliminiert habe, um eine definitive Einheit zu begründen, die viel vollständiger und dauerhafter sei als die provisorische Einheit des ursprünglichen (theologischen) Systems» (Systeme I, 329). Und am Anfang dieses Jahrhunderts wird bei Emile Durkheim, der durchaus die Tatsache vor Augen hat, daß «der erste Punkt eines jeden Glaubens der Glaube an das Heil durch den Glauben ist», die Gesellschaft «als die objektive, universale und ewige Ursache aller Empfindungen» definiert, «aus der die religiösen Erfahrungen bestehen».<sup>1</sup>

Viel erstaunlicher als die Kritik an den alten religiösen Inhalten ist bei dieser Entwicklung das Festhalten an der hierarchischen Systematik der tradierten sozialen Gliederungsprinzipien. Und wie auch die Zerschlagung der Klassenstrukturen weder 1789 noch 1917 das Entstehen neuer Klassen verhindert hat, so ist der Umschlag von der Kritik am alten System in die Diktatur zur Etablierung des vermeintlich neuen fast schon als Grundgesetzlichkeit des revolutionären Wandels erkennbar. Die Idee vom Soziologen als dem Priester dieser neuen Gesellschaft – in einer naiven Wissenschaftsgläubigkeit schon bei Comte entworfen – mag uns schaudern lassen, nur ist sie von der Realität oft gar nicht so weit entfernt, wie wir vielleicht meinen. Denn ist es auch nur «die Gesellschaft» selbst, die in der Soziologie zu Wort kommt, so gewinnt sie eben dadurch doch eine Autorität, die alles und jeden – und nicht zuletzt jede andere Wissenschaft – zur Reflektion und Darlegung ihrer «gesellschaftlichen Relevanz», also zur Rechtfertigung zwingt.

<sup>1</sup> Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris 1912 – zit. nach Teilübersetzung in F. Fürstenberg (Hrsg.), Religionssoziologie. Neuwied und Berlin 1964, S. 36f.

Manche Soziologen haben diesen Prozeß als Befreiung von Mythologie und Aberglaube begrüßt und gefördert, andere als Entzauberung und Verdinglichung mehr resignativ analysiert – kaum einer hat ihn bestritten.

### Realistische Erwartung

Der Hintergrund dieser Entwicklung ist letzten Endes der aufreibende und immer wieder mißlingende Versuch zur Realisierung dessen, was Aufklärung einst meinte, zum «Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit» – wie Kant es formuliert hat. Und in dieser Perspektive muß noch einmal gefragt werden, welches Heil denn da eigentlich erwartet wird, das durch die Soziologie kommen soll. Erlösung, Trost, Sicherheit – kurz: ein komplettes System von Weltanschauung, in dem ein für allemal alles geregelt ist? – Dann bleibt die Antwort negativ, solange sich der Soziologe nicht zum Heil-praktiker macht und bedenkenlos Rezepte verschreibt, die er gar nicht verantworten kann.

Oder aber erwartet der Fragende einige Hilfen auf dem Weg zu seiner eigenen Mündigkeit, die nur mühsam und vielleicht vergeblich gegen ein System von Zwängen und Abhängigkeiten aufzubauen wäre. Dann sind es wahrscheinlich drei Dinge, mit denen der, der sich dabei auf die Soziologie einläßt, rechnen kann:

▷ Erstens die Einsicht, daß er diese individuelle Selbständigkeit gegen die sozialen Zwänge nur in der Zuordnung zu anderen, im Grunde nur in der Solidarität mit anderen anstreben und – vielleicht – erreichen kann.

▷ Zweitens die Erkenntnis, daß die Erkenntnishilfen und Erklärungsmodelle der Soziologie für das Geflecht von Abhängigkeiten und Interdependenzen in der sozialen Welt äußerst abstrakt, partiell und vage sind, m. a. W. daß die Konkretisierung der Anwendung immer selbst zu leisten bleibt und daß diese Arbeit ein sehr mühseliges Geschäft ist.

▷ Schließlich die Erfahrung, daß die Soziologie trotz ihrer Kompetenzbreite und trotz ihrer (sehr begrenzten) Prognosechancen eine ganz normale Wissenschaft ist, in der Fehlurteile und Irrtümer nicht seltener sind als in der Medizin oder in der Meteorologie auch.

Gerade diese gegenüber allzu großen Erwartungen enttäuschenden Entdeckungen könnten dem einzelnen wirklich nützen. Sie wären auch der Gesellschaft insgesamt dienlich, wenn es wenigstens gelänge, den vielen Tausenden von Soziologie-Adepten jene heilsame Ernüchterung zu vermitteln, die die erste – von vielen – Bedingungen für die Möglichkeit ist, Wirklichkeiten unverhüllt zu erkennen und ihnen gemäß – das heißt vernünftig – zu handeln. Nur so könnte die Welt – vielleicht – etwas heiler werden als sie bisher ist.

*Georg Siefert, Hamburg*

Der Autor ist Dozent für Sozialwissenschaften an der Universität in Hamburg. Er veröffentlichte u. a.: Die Mission der Arbeiterpriester (1960), ferner Aufsätze über Probleme der Religionssoziologie, der Schule, der Kommunikation und des Freizeitverhaltens.

## Ein gelungener Versuch?

Die «Integrierte Gemeinde» in München

Es sind etwa 150 Leute. Sie gehören allen Altersstufen an, vom Kleinkind bis zur alten Frau. Doch die meisten sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Sie wohnen in 17 Häusern und bilden zusammen eine Gemeinde. Also ein weiteres Beispiel im gegenwärtigen Trend zur Wohngemeinschaft? – Doch was steht dahinter? Überdruß an der Kleinfamilie – gruppenspezifisches Großexperiment – Rationalisierung der Hausarbeiten – politische Ziele? Die Gemeinde und ihre Mit-

glieder definieren sich selbst ganz anders. Sie streben nur das eine Ziel an: die Verwirklichung jener Gemeinde von Gläubigen, wie sie im Neuen Testament beschrieben wird.

### Das alltägliche Leben

Der Alltag sieht etwa folgendermaßen aus: Alle Erwachsenen, Verheiratete und Ledige, gehen ihrer jeweiligen Berufsarbeit nach. Die Kleinkinder leben während des Tages in zwei kleinen Gruppen und werden von Kindergärtnerinnen aus der Gemeinde betreut. In den einzelnen Häusern treffen sich alle Bewohner an einem Tisch. Jedes Gemeindemitglied hat sein privates Einkommen und trägt davon an die gemeinsamen Kosten für Küche und Mietzins seinen Anteil bei. Dabei gilt die Regel: wer mehr hat, gibt mehr; wer weniger hat, gibt, was er gut geben kann. Daneben leisten alle Mitglieder einen beträchtlichen monatlichen Beitrag für die Ausgaben der ganzen Gemeinde. Wird jemand krank, wird von den Ärzten und Krankenpflegerinnen aus der Gemeinde für ihn gesorgt. Ein ausgebildeter Erzieher kümmert sich neben den Eltern und Kindergärtnerinnen um die Entwicklung der Kinder.

Einmal in der Woche treffen sich alle Mitglieder im Rahmen der ganzen Gemeinde. Auftauchende Probleme werden miteinander durchbesprochen. Dabei wird versucht, die anstehenden Fragen wenn möglich bis auf ihren letzten Grund, auf die Glaubensfrage, zu klären. Ein Gemeindemitglied sagte: «1967 wagten wir es zum erstenmal, uns gegenseitig auf den Glauben hin anzusprechen.»

Neben diesen Gesprächen führen auch gemeinsame Arbeiten die Glieder der Gemeinde häufig zusammen. An Arbeit fehlt es nicht. Alle Wohnhäuser (Integrationshäuser) wurden in gemeinsamer Anstrengung, entsprechend den gemeinschaftlichen Bedürfnissen um- und ausgebaut. Es wurden auch zwei Gemeindezentren und eine Tagungsstätte errichtet. Kein Bauunternehmen mußte dafür beauftragt werden. Fast jedermann in der Gemeinde ist nebenbei auch Handwerker.

Die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift bildet einen weiteren wichtigen Teil der gemeinsamen Arbeit. Etwa viermal jährlich werden die Erfahrungen der Gemeinde in einem dicken, reichgestalteten und mehrfarbigen Heft einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ohne Fachleute zu sein, besorgen die Gemeindemitglieder auf Maschinen, die langsam von überallher zusammengekauft wurden, Gestaltung, Druck, Einband und Versand selbst. Viel, ja sehr viel von der eigenen Freizeit wird für solche Arbeiten geopfert.

Gemeinsames Gespräch und gemeinsame Arbeit sind zwei Pfeiler der Gemeinde. Der dritte ist die gemeinsame Feier. Gefeierte wird oft. Musik und Gesang spielen eine große Rolle. Melodien werden von Gemeindemitgliedern selbst geschaffen. Auch das Theater hat einen bevorzugten Platz. Es werden mit Vorliebe moderne Stücke gespielt, so z. B. Beckett, der zeigt, wie der Mensch in einer immer kommunikationsloser werdenden Welt lebt. Die Kinder beteiligen sich auf ihre Weise an solchen Feiern. Mit Trommeln, Pfeifen und Schlagzeug und vor allem mit großer Begeisterung stellen «Dreikäsehochs» den Sturm dar, der das Schiff des Jonas bedrohte. Auch andere Erzählungen aus dem Alten Testament bilden beliebte Vorlagen für szenische Gestaltungen.

Den zentralen Raum bilden jedoch die liturgischen Feiern. Sie werden besonders sorgfältig gepflegt. Das Wort der Schrift wird in die gegenwärtige Situation gesprochen, und die Eucharistie wird als wahres Mahl der Danksagung erfahren. Die Frucht davon ist die Freude. In einer Zeit, in der kritischer Sinn oft zu mieser Stimmung und Realismus zu Resignation führen, fällt in dieser Gemeinde die Fröhlichkeit auf. Froh zu sein ist hier aber nicht nur Lebenskunst. Die Freude wird als Gabe des Geistes gedeutet. Zwar gibt es keine «Zungenredner» wie in der Gemeinde zu Korinth. Der Überschwang fehlt. Aber die Freude zeigt sich als echte geschenkte Freude.

### Aus der Gemeindeggeschichte

Ist dies jedoch wirklich alles echt? Was nach «heiler Welt» riecht, ist für uns unglaublich geworden. Wir wittern Künstlichkeit, wo das eigene Leben in unbeschwerter Zuversicht geschildert wird. – Ein Blick in die Geschichte der Gemeinde zeigt, daß es auch hier menschlich zugeht und daß Spannungen und Krisen weder gefehlt haben noch heute fehlen.

Es begann nach dem Zweiten Weltkrieg, und zwar im Zuge der katholischen Erneuerung. Eine Gruppe von Menschen schloß sich zusammen, überzeugt, daß sich die geistige Situation grundlegend geändert hatte und daß deshalb auch neue Formen des christlichen und kirchlichen Lebens notwendig geworden waren. Die Vorstellungen für das Neue waren damals allerdings noch sehr unklar. In den fünfziger Jahren verlegte sich diese Gruppe auf liturgische Versuche. Kultische Feiern im großen Stil wurden gepflegt. Man suchte des Numinosen gewahr zu werden und wartete auf die Kraft, die den Menschen verwandeln würde. Musik und Theater waren wesentliche Bestandteile solcher Feiern. Eine Zeitlang wurden diese Versuche von der Idee getragen, Gott lasse sich auf vorzüglichste Weise in der Kunst finden. Dieser Ansicht wurde jedoch an einer bestimmten Stelle der Entwicklung der Abschied gegeben.

Anfangs der sechziger Jahre reifte die Überzeugung, für die Glaubwürdigkeit der Feier sei ein stärkeres persönliches Engagement nötig. Man verpflichtete sich zunächst auf eine regelmäßige theologische Weiterbildung. Damit wuchs vor allem das Interesse für die Exegese, mit der man sich schon früher etwas beschäftigt hatte, und im besonderen für das Alte Testament. Dann tauchten die Bücher von Bultmann in der sich immer noch stark wandelnden Gruppe auf. Die Ideen dieses Altmeisters protestantischer Theologie führten zu grundsätzlichen Überlegungen und auch zu heftigen Auseinandersetzungen. Doch schließlich wurden seine Hauptgedanken verworfen. Man fand, Bultmann reduziere die Offenbarung auf Selbstverwirklichung. Auf diese Linie wollte man sich nicht einlassen. Die moderne Exegese wurde damit keineswegs global abgelehnt. Im Gegenteil, die für die Gruppe immer zentraler werdende Grundidee fand sie gerade in dieser Wissenschaft. Man entdeckte, daß die Schriften des Neuen Testaments nicht einfach Reportagen über die Worte und Taten Jesu waren, sondern ihren Sitz im Glauben und im Leben der Urgemeinde hatten. Daraus entstand die Überzeugung, daß auch heute die Schriften nicht von einem isolierten Einzelnen verstanden, noch der Glaube auf diese Weise gelebt werden könne. Auch den Rahmen einer mehr oder weniger anonymen Großkirche hielt man für ungenügend. Man wurde sich immer klarer, daß der christliche Glaube strukturell an eine konkrete und lebendige Gemeinde, in der das Handeln Gottes auch heute noch erfahren werden kann, gebunden ist.

Im Maße, wie diese Einsicht und Überzeugung wuchs, trat auch eine Öffnung nach außen ein. Die Gruppe hatte sich zunächst während vieler Jahre nur um sich selber gekümmert. Deswegen war gegen sie von außen oft der Vorwurf einer Sekte erhoben worden. Nicht nur um diesem Vorwurf zu entgehen, sondern aus innerer Einsicht entstand mit der Zeit der Wille zu einer Öffnung. Diese begann etwa 1965 und entwickelte sich 1968 (nach dem Weggang eines Priesters, der die Gruppe von Anfang an ganz entscheidend geprägt hatte) zu einer regelmäßigen Öffentlichkeitsarbeit. Damit sind Gottesdienste, Tagungen und Seminare für Gäste und die Herausgabe der Zeitschrift gemeint. Diese Arbeit wirkte sehr stark auf die Gruppe zurück und machte sie schließlich zu dem, was sich heute «Integrierte Gemeinde» nennt. Die letzten Entscheidungen betreffs der Integrationshäuser und der gemeinsamen Sorge für die Kinder und Kranken entstanden nicht aus

allgemeinen Überlegungen. Sie wurden durch konkrete Anliegen, Bedürfnisse und Umstände gefordert.

### Das Urteil der Außenstehenden

Die Reaktionen auf diese Gemeinde sind heute sehr zahlreich und auch sehr widersprüchlich. Die Erzdiözese München ist sehr zurückhaltend und will die Gemeinde (noch) nicht als Personalgemeinde offiziell anerkennen. Es gibt tatsächlich vieles, was bei einer oberflächlichen Kenntnis dieser Gemeinschaft sowohl zur Anerkennung als auch zur Ablehnung reizen kann. Eines dürfte aber klar sein: In dieser Gemeinde wird nicht nur theoretisch, sondern vor allem mit hohem persönlichem Einsatz um Fragen gerungen, die heute das Glaubensleben der ganzen Kirche zutiefst betreffen. So wird z. B. gezeigt, daß die moderne kritische Exegese keineswegs aus sich heraus zu einem distanzierenden, freud- und einsatzlosen Glauben führt. Was die Gemeinde bereits lebt, entkräftet den Vorwurf, diese Exegese führe nur zur Skepsis und sei unfähig, echte Nahrung für den Glauben zu reichen. Dabei wird allerdings ebenso einsichtig gemacht, daß eine nur historisch-kritische Exegese nicht genügen kann. Es braucht die gemeinschaftliche Erfahrung im Heute, durch die alle überlieferten Texte erst voll entschlüsselt und mit lebendiger Substanz gefüllt werden. So wird in der Praxis ein Weg beschritten, der für die Zukunft der Kirche entscheidend sein dürfte.

Es wird auch mit dem Vorurteil gebrochen, wonach es nur die Alternative gäbe: entweder eine vergangenheitsorientierte, unbewegliche Kirche oder eine Kirche als gesellschaftskritische Institution, die sich immer weniger von andern, ähnlichen Institutionen unterscheiden würde. Die «Integrierte Gemeinde» ist alles andere als ein traditioneller frommer Verein. Sie versteht sich ganz bewußt als Gemeinschaft in einer säkularisierten Welt. Sie nimmt die Religionskritik eines Feuerbach, Marx und Freud ernst, ja sehr ernst. Sie verlegt sich aber nicht auf das, was heute – allerdings oft sehr gedankenlos – als Horizontalität oder bloße Mitmenschlichkeit bezeichnet wird. Sie will sich ganz unter Gott stellen. Eines ihrer Lieblingsworte ist das «Reich Gottes», und sie glaubt, das Handeln Gottes auch heute zu erfahren. Bei dieser Erfahrung weist sie nicht auf das fromme individuelle Gefühl hin, sondern sie verlangt einen ganzen Einsatz, ja sogar eine Hingabe an die Gemeinde und ist überzeugt, daß im Lichte und im Urteil der Gemeindefahrung eindeutig wird, was im abgesonderten individuellen

Leben zum mindesten sehr zweideutig bleibt. Die Forderungen an die Gemeindeglieder sind deshalb sehr groß. In manchen Punkten gehen sie über das hinaus, was heute in sehr vielen Ordensgemeinschaften gelebt wird. Als Gegengabe scheint dafür die Gemeinde fähig zu sein, den einzelnen die erfahrbare Überzeugung vermitteln zu können, nicht irgendein Mitglied, sondern ganz persönlich bejaht und angenommen zu sein. Aus dieser Erfahrung wächst die Freude in der Gemeinde. Die Überzeugung des Angenommenseins scheint sogar eine solche Wirkkraft zu haben, daß sie einen wichtigen Einfluß auf die Heilung von Kranken hat.

Aus der intensiven Gemeindefahrung ergibt sich – mindestens indirekt – auch die heute sehr nötige gesellschaftskritische Funktion. Für eine Welt, in der die Menschen immer mehr zu bloßen Objekten von Verwaltungen und Dienstleistungen werden, wird bereits die bloße Existenz einer Gemeinschaft, in der sich jeder ganz persönlich angenommen weiß, zu einer herausfordernden Frage. Wenn diese Gemeinschaft wie die «Integrierte Gemeinde» zudem noch die Begabungen jedes einzelnen sehr zu fördern versteht, dann können dadurch Kräfte geweckt werden, um mindestens mit der Zeit weit über den eigenen Rahmen hinaus zu wirken.

Neben diesen sehr positiven Punkten bleiben allerdings auch manche noch offene und ungeklärte Fragen. So kann die Theologie der Gemeinde zu Bedenken reizen. Das Heute des Handelns Gottes wird dermaßen betont, daß eine Erwartung in der Zukunft ganz in den Hintergrund tritt. Für die Schilderung der Glaubenssituation außerhalb der Gemeinde (auch in der Großkirche) werden solch schwarze Farben aufgetragen, daß die Grenze zwischen der Überzeugung von der eigenen Berufung und einem verstiegenen, elitären Gruppenegoismus nicht immer genügend deutlich zu sehen ist. Die einerseits sehr positiv zu wertende Verankerung des Glaubens in der Gemeindefahrung kann rückwirkend dazu führen, die Verkündigung in eine fast ausschließliche Selbstdarstellung der Gemeinde abgleiten zu lassen. Ähnliche Anfragen ließen sich in bezug auf die Gemeindestruktur formulieren. Bis jetzt gibt es keine rechtlich umschriebenen Aufgaben und Ämter. Die entscheidenden Fragen werden im gemeinsamen Gespräch erarbeitet. Der einzelne setzt sich dort ein, wo er besonders begeben ist. Trotzdem wird die Gemeinschaft von einigen Schlüsselpersonen zusammengehalten. Ist eine solche Struktur aber auch bei einer größeren Zahl von Mitgliedern lebbar? Wird sich vor allem die bisherige Lebendigkeit durchhalten lassen, oder werden künftig die neu hinzukommenden Mitglieder in eine festgeformte Welt eintreten, die sie sich nur noch aneignen und die sie nicht mehr mitgestalten können? Kann die Gemeinde dem Schicksal der traditionellen Ordensgemeinschaften entgehen, bei denen meistens die Lebendigkeit des Anfangs durch die Verehrung des Ordensstifters oder der Stifterin ersetzt wurde? Wird die Atmosphäre in ihr so offen bleiben, daß die Kinder nicht religiös übersättigt werden und vor allem für die heranwachsenden Söhne und Töchter auch affektiv genügend freier Raum bleibt, um entweder langsam in die Glaubensgemeinschaft hineinzuwachsen oder um ohne radikale Ablehnung der ganzen Gemeinde und ihres Glaubens einen andern Weg zu suchen? – Die Reihe solcher Fragen könnte fortgeführt werden. Doch es ist nötig, gleich anzufügen, daß im Leben jede Frage erst zu lösen ist, wenn im inneren Reifungsprozeß der kritische Punkt erreicht ist. Die «Integrierte Gemeinde» hat in ihrer bisherigen Geschichte an manchen kritischen Punkten die Klippe glücklich genommen. Deshalb ist mindestens die Hoffnung sehr berechtigt, daß es auch in Zukunft so gehen wird. Abschließend dürfte aber vor allem festzuhalten sein: Selbst wenn diese konkrete Gemeinde scheitern sollte, wären neue Versuche in ähnlicher Richtung zu wagen.

R. Schwager

«Integrierte Gemeinde», Herzog-Heinrich-Strasse 18, D-8000 München 2.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager, Karl Weber

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 145.— / FF 33.— / Lit. 3700.— / US \$ 7.—

**Halbjahresabonnement:** Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 75.—

**Studenten-Abonnement:** Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 80.— / Lit. 2100.—

**Gönnerabonnement:** sFr./DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

**Einzel exemplar:** sFr./DM 1.50 / öS 9.—